

Aufsatz im Karl-May-Jahrbuch 1926

von

Ernst Hugo Julius Altendorff

(1874 - 1941)

Ernst Altendorff promovierte 1922 an der Universität Leipzig über „Ludwig Robert: ein Beitrag zur Berliner Romantik“ zum Dr. phil, arbeitete vorübergehend als Studienrat in Meissen, wechselte 1927 nach Dresden, wo er 1939 aus dem Schuldienst ausschied. Eine Beschäftigung mit Karl May erfolgte offenbar frühestens 1923, da die Seitenzahlen der Zitate infolge von Bearbeitungen, die zu Verschiebungen im Seitenumbruch führten, auf Auflagen ab 1922/1923 hinweisen; Bd. 44 „Der Waldschwarze“ wurde erstmals 1921 veröffentlicht.

Zum Text: Der Text wurde zeichengetreu erfasst. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Ergänzungen/Korrekturen sind in [] eingefügt.

Karl May Jahrbuch 1926, Seite 140-185.

Hrsg. Ludwig Gurlitt + Euchar A. Schmid

Die Spaltung des Ich

Von Dr. Ernst Altendorff

I.

Grundlegendes – Literarhistorisches

Karl Mays Lebensbeichte ist mit „Ich“ überschrieben. Es wird damit angedeutet, daß er nicht nur äußere Ereignisse berichten will. Im Mittelpunkt steht ihm vielmehr seine Persönlichkeit, der er als einem Rätsel ins Auge schaut. Wie konnte er, dessen Blut zu Gott, zu allem Guten und Schönen von Kindheit an aufwärts strömte, straucheln? Wie ward er zum „Verbrecher“? Warum muß ein Antlitz, Gott zum Bilde geschaffen, im Spiegel der Selbsterkenntnis zur häßlichen Fratze sich verzerren? Vom Fausterlebnis der zwei Seelen, das keinem Menschen erspart bleibt, ward May tiefer erschüttert als die meisten: sein besseres Ich strebte zu reinen Höhen, sein böses sank in Staub und Niederung. Aus den Urtiefen unseres Geschlechts taucht die alte leidvolle Weisheit auf: keiner von uns ist ein Ganzes, alle sind wir in tiefster Seele gespalten, zerrissen. Keiner – mag er noch so einsam sein – ist allein: ihn begleitet sein Doppelgänger.

Der Alltag versteht unter Doppelgängern Menschen, die sich täuschend ähnlich sehen. Solcher Zufall äußerlichen Naturspiels ist wenig geheimnisvoll. Fassen wir dagegen doppeltes Sein als seelisches Rätsel, dann stehen wir plötzlich einem schweren Problem gegenüber. Ihm naht der sinnenstrenge Naturforscher bedächtiger als der Jünger der kühneren Geheimlehren. Die experimentelle Pathopsychologie leugnet die Erscheinungen der Persönlichkeitsspaltung nicht, sie anerkennt aber nur eine subjektive Halluzination. Eine

neue Richtung ist dieser Art der Forschung seit kurzem durch die psychoanalytische Methode Freuds und seiner Anhänger gegeben worden. Die „transzendente Psychologie“ dagegen, die besonders von du Prel gefördert worden ist, dringt von der übersinnlichen Seite zum Problem vor.

Der Okkultismus behauptet die Existenz des „Astralleibes“. Dieser kann sich unter gewissen Voraussetzungen vom Körper trennen. Zum Beweis diesen Wahnsinnige und Somnambulen, die sich häufig doppelt fühlen und sehen. Auch bei Gesunden ist solche Absonderung des Astralleibes möglich. Sie erfolgt nicht etwa immer unwillkürlich, sie kann auch von besonders Veranlagten mit Bewußtsein absichtlich herbeigeführt werden. Der Astralleib als Doppelgänger nimmt dann zuweilen stärkste Sichtbarkeit an; er wird nicht nur vom betreffenden Menschen selbst, sondern auch von anderen beobachtet.

Warum ist die Erscheinung des vom Körper sich loslösenden Doppelgängers so grauerregend? Sie ist es, weil der sittliche Zusammenhang unseres Wesens unterbrochen, unser Selbstbewußtsein vernichtet wird. Und schlimmer: die sittliche Freiheit ist zerstört. Denn der einheitliche Wille, der ihre Voraussetzung ist, besteht nicht mehr. Der Mensch hat nun seine Herrschergewalt mit einem anderen zu teilen, den er aus sich gebar. Alltägliche Beobachtungen zeigen unser Ich gespalten. Wir lesen, und plötzlich schweift unsere Phantasie ins Weite. Wohl läuft noch das Auge die Reihe der Lettern entlang, aber es geschieht mechanisch, mit dem Unterbewußtsein. Unser waches Ich weilt nicht bei dem Buch und seinem Sinn. Ausgeprägter ist die Spaltung beim Nachtwandler. Sein Unterbewußtsein ist selbständig geworden, indes der vom Willen regierte Verstand schläft. Solcher Dämmerzustand kann sich in dem Grad steigern, daß dem Betroffenen völlige geistige Klarheit vorgespielt wird. Von eigenartigen Schicksalen berichten da gelegentlich die Zeitungen. Ein Kaufmann ist plötzlich verschwunden. Nach langer Zeit entdeckt man ihn in einer fremden Stadt, wo er ein anderes Geschäft führt. Aertzliche Kunst erweckt ihn mühsam und führt ihn in sein früheres Leben zurück. Der Dämmernde hat ebensowenig von seinem Austritt aus sich selbst etwas geahnt wie die Leute, die in der neuen Umgebung mit ihm verkehren. Denn das Wesen und die Fähigkeiten der Traumwandler passen sich der veränderten Umwelt völlig an.

Sehr deutlich zeigte sich das bei einem leitenden Beamten des Ostseestädtchens Usedom. Dieser war Anfang 1913 plötzlich verschwunden und tauchte nach einigen Monaten in der französischen Fremdenlegion wieder auf. Er hatte die frühere Stellung vergessen, den Namen gewechselt und den neuen Aufgaben gemäß gelebt. Niemand hätte sein wahres Wesen erkannt, wenn nicht schließlich gewisse Zufälle zum Erwachen des Kranken geführt hätten.

Von krimineller Bedeutung ist „der Fall Angerstein“, der zu Ende des Jahres 1924 Schrecken erregte. Dieser Siegener Bürger war als rechtschaffen und kirchlich gesinnt bekannt. Er galt als geschäftstüchtig, sein Privatleben schien untadelig. Derselbe Mann ermordete plötzlich seine Familienangehörigen und andere, die ihm nahestanden. Die Opfer, die er sich wählte, hatten ihm nichts zuleide getan. Kein hinreichender Grund für das Blutbad lag vor, dessen Grausigkeit durch nachträgliche Brandstiftung noch besonders gesteigert wurde. So ist Angerstein ein Beispiel für jene Naturen, in denen die Macht des Bösen lange gebunden bleiben kann. Ein geringfügiger Anlaß – bei Angerstein schwierige Geschäftslage – genügt dann, um das niedere Ich aus seinen Fesseln zu lösen.

Keine Zeit der deutschen Geistesgeschichte hat sich mit den Rätseln der Seelenspaltung so ernsthaft auseinandergesetzt wie die Romantik. Diese gestaltete den Gedanken von der Zweiheit alles Seins, den das Mittelalter religiös gewendet hatte, in eigentümlicher Weise um. Die Mystiker vergangener Jahrhunderte hatten von dem höheren Ich, das den Flug zu Gott nahm, das tierische unterschieden, das zum Teufel und zur Sünde strebte. Der sittliche Gehalt dieser Anschauung ist für die romantisch gestimmten Dichter und Denker um 1800 belanglos. Ihr Ziel ist nicht der Mensch als moralisches, sondern als harmonisches Wesen. Bedingung jeder Harmonie ist Einheit, Ausgleich der Gegensätze. Diese werden nur dadurch überwunden, daß sie miteinander verbunden werden. So scheint dem Romantiker das Hin- und Herpendeln von einem „Pol“ zum andern die ersehnte Einheit und Harmonie nahe zu bringen. Die wandelbare Natur eines Proteus wird zum Ideal. „Wie ich beharre, bin ich Knecht.“ So wird volle Bewegungsfreiheit und unendliche Bestimmbarkeit für den einzelnen gefordert. Die letzte Forderung ist, daß jeder sich auch über sich selbst müsse erheben können. Die Lehre Fichtes von der „intellektuellen Anschauung“ wird philosophische Stütze dieser Forderung. Das Ich soll sich selbst betrachten, seinem Spiel soll die Beobachtung gelten. Schließlich begnügt sich der Romantiker nicht mehr mit der Rolle des Zuschauers. Nun will er das Ich auch lenken und willkürlich beeinflussen. So kommt Novalis zu seinem

„magischen Idealismus“ und damit an die Grenzen des Wahnsinns. Er glaubt, durch die Macht des Gedankens sogar Dinge der Körperwelt zu beeinflussen, ja er vermeint, sterben zu können durch den Willen allein.

Tieck hat in seiner Frühzeit die Romangestalt des Wilhelm Lovell geschaffen. Dieser geht noch über die Spaltung des Ich hinaus. Er zweifelt an der Wirklichkeit von Außen- wie Innenwelt, läßt nur sich selbst noch gelten. So wird von allen Seiten her der Boden der Wirklichkeit untergraben, die Phantasie zur Herrin erhoben.

Alle diese Vorstellungen hängen mit seelischen Störungen irgendwelcher Art zusammen. Da zu diesen auch das Doppelgängertum gehört, beschäftigt man sich mit ihm gern, so Jean Paul in den Romanen Hesperus, Siebenkäs und Titan. Das letzte Werk nimmt Stellung gegen Fichte. Dieser hatte ja vom Ich als Subjekt ein anderes abgespalten, das sich selbst zum Objekt macht. Denn es schafft aus sich heraus die Welt. Von solch „intellektueller Anschauung“ gefangen, wird Schoppe im „Titan“ aus Angst vor sich selbst wahnsinnig. Damit will Jean Paul zeigen, wohin der transzendente Idealismus bei strengster Folgerichtigkeit führen muß.

Schelling hat mit seiner Naturphilosophie die mystischen Neigungen der Romantiker bestärkt. Ihm ist die Natur eine bewußte Intelligenz. Die Erforschung des Stufenganges, in dem der Aufstieg zum Bewußtsein vor sich geht, begann, anziehende Aufgabe zu werden. Den unbewußten Untergrund des bewußten Lebens psychologisch zu erforschen, versucht G. H. v. Schubert – als Hohensteiner Kind dem Geburtsort Karl Mays benachbart. Die „Nachtseite der Natur“ will er studieren. Seine Werke über diese dunklen Gebiete haben stark auf die Zeit gewirkt. 1808 erschienen seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ und 1814 die „Symbolik des Traumes“. Ekstase und traumähnliche Zustände werden als Wege zu Offenbarungen gepriesen. Justinus Kerner gar will in Wahnsinn und Epilepsie neue Erkenntnisquellen finden. Selbst Goethe bleibt nicht unberührt vom Zuge der Zeit. In den „Wahlverwandtschaften“ werden die Gesetze chemischer Verwandtschaft symbolisch mit Vorgängen seelischer Art verknüpft.

Heinrich v. Kleist läßt im „Prinzen von Homburg“ den Schlafwandlerzustand eine wichtige Rolle spielen. Im „Käthchen von Heilbronn“ besucht sogar der Graf von Strahl seine Geliebte als Doppelgänger. Des Novalis berühmter Roman „Heinrich von Ofterdingen“ stellt einen Fall zeitlicher Ich-Verdoppelung dar. Der Titelheld steigt in eine Berghöhle hinab. Dort findet er ein seltsames Buch, das ihn in verschiedenen Lebenslagen abbildet. Er erkennt, daß es ihn selbst in seiner Vergangenheit und – wie er ahnt – auch in seiner Zukunft widerspiegelt. Bei keinem Dichter aber der deutschen Romantik kommt das Doppelgängertum in allen seinen Spielarten so häufig vor wie bei E. Th. A. Hoffmann¹. Ihn können wir geradezu als Klassiker dieses Stoffgebietes bezeichnen.

Schon durch sein Leben war E. Th. A. Hoffmann auf ein dualistisches Weltbild hingewiesen. Zwiespältig ist bereits seine Jugend. Er ist das Kind geschiedener Eltern. Seine körperliche Beschaffenheit tut ein übriges. Er ist von vornherein auf Selbstbeobachtung eingestellt. Seinen kleinen, häßlichen Leib sieht er sozusagen als Spiegelbild neben sich. Dieses steht in schreiendem Widerspruch zu den feierlichen Worten des Dichters. Aus solch beschämendem Zustand rettet sich Hoffmann durch die „romantische Ironie“. Sich über sein Ich erhebend, treibt er Selbstschau. Dabei verzerrt sich ihm oft alles, als sähe er in einen Hohlspiegel. Was um ihn ist, verliert seine Starrheit, bekommt ungeheure Größe und Beweglichkeit. So wächst das Grauen aus den Dingen. Das Spiel mit der Umwelt und den eignen Gehirn führt zu den kühnsten Vorstellungen. Die umgebenden Menschen werden zu Splintern des eignen Ich.

Hoffmann ist auf einem Ball und schaut den wirbelnden Paaren zu. Da ist es ihm, als sähe er sein Ich durch ein Vervielfältigungsglas. Alle Gestalten, die sich um ihn bewegen, sind Ichs, und er ärgert sich über ihr Tun und Lassen. So schafft des Dichters Gehirn eine endlose Kette von Spiegelungen. Das Gefühl durchschauert den Verwirrten: „Ich bin nicht mehr unteilbar, kein letztes, besitze keinen Eigenwert.“ Das Wort Hoffmanns vom „gespenstischen Philistrismus“ wird hier verständlich. Der Anblick einer ungeschiedenen Menge ist ihm unheimlich. Denn alle scheinen einander gleich, sind Doppelgängernaturen.

Die Gestalten in Hoffmanns Dichtungen entsprangen nicht nur dem freien Spiel der Phantasie, sondern auch eigenem furchtbaren Erleben. Darüber gibt sein Tagebuch Auskunft. So schreibt er einmal: „Alle

¹ Zum folgenden siehe besonders A. Krams: „Beiträge zum Doppelgängermotiv bei E. Th. A. Hoffmann“. Schulprogramm Trautenau, Schuljahre 1913/1915.

Nerven exzitiert von dem gewürzten Wein – Anwandlung von Todesahnen – Doppelgänger.“ Hoffmann, pathologisch schwer belastet, wird von Angst gejagt. Der Wahnsinn lauert auf ihn und wird ihn noch einmal zerreißen. Das fürchtet er genau so wie der Kapellmeister Kreißler, den er sich gleichsam als Doppelgänger geschaffen hat. Hoffmann gestaltet aus innerer Not diejenigen seelischen Störungen, bei denen das Gehirn zum wüsten Flammenkreis wird. Er schreitet auf dem Grenzgrat, der neben dem Abgrund des Wahnsinns hinläuft.

Der Körper hat nur als Betätigungsfeld für den Geist Berechtigung. Die Doppelheit der Erscheinungen läßt eine unsichtbare Welt ahnen. Von deren Wirkungen kennen wir zwar einige, über ihr wahres Wesen aber wissen wir nichts. Nur zu einer Wahrheit dringt heiliger Glaube vor: Jenseits der Erscheinungswelt liegt das Leben in der Poesie. Dieser – und nur ihr – offenbart sich der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimnis der Natur. Mit solchem Gedanken endet das Märchen vom goldenen Topf. Hoffmanns Dualismus mündet also schließlich in Monismus, den Anschauungen der Romantik gemäß. So lehrt etwa auch G. H. v. Schubert, daß die Menschheit ursprünglich als Einheit lebte, dann sich entzweite und am Ende dieser Tage auf religiös-mystischem Wege zur Einheit zurückgeführt werden wird. Für Hoffmann ist es die Kunst, die aus der Zwiespältigkeit führt. Sie mit ihren herrlichen Gaben, Humor und Ironie, stellt die Einheit wieder her. Ein Riß geht durch die Menschheit, hier der Künstler, dort der Philister. Der im Alltag Gebundene überspringt die Kluft nie, der Künstler allein vermag es. Denn nur er trägt die höchsten Werte in sich. Kunst ist nicht eine Beschäftigung neben anderen, sondern sie ist Schicksal schlechthin. Diese Ueberzeugung hat Hoffmann besonders in seinen Märchen und mythenhaften Erzählungen gestaltet. Er schafft dann Doppelpersönlichkeiten, die zwar auf der Erde wandeln, mit der anderen Hälfte ihres Wesens aber dem Reich der Poesie angehören.

Mannigfach sind die Möglichkeiten, das Doppelgängermotiv dichterisch zu verwerten. Schatten, Porträt und Spiegelbild sind Verdopplungen, die das Auge erfaßt, der Phonograph und das Echo wirken aufs Ohr. Beide Erscheinungsarten gehören dem Raum an. Zeitlich verdoppeln kann sich der Mensch, der, seine Erinnerungen niederschreibend, sein Leben sich nochmals nahe bringt. Auf höherer Ebene stehend, gehört auch der Glaube an Wiedergeburt und Seelenwanderung hierher. Verdoppelung nicht eigener, sondern fremder Persönlichkeit liegt vor, wenn etwa eine verlorene Geliebte in einem anderen wesensähnlichen Mädchen wiedergefunden wird. Willkürlich schließlich wird ein Mensch nachgebildet, wenn Automaten oder Puppen hergestellt werden.

Meisterhaft ist das Spiel, das E. Th. A. Hoffmann mit diesen verschiedenen Abarten seines Lieblingsstoffes treibt. Aus der Fülle seien einige besonders kunstreiche Erzählungen herausgegriffen².

Täuschende Aehnlichkeit, die zunächst rein körperlich ist, wendet „Der Artushof“ ins Mystische. Traugott ist ein guter Maler, aber schlechter Kaufmann. Während er eigentlich Geschäfte zu erledigen hätte, vertieft er sich ganz in ein Bild, das im Börsensaal von Danzig, eben im Artushof, ausgehängt ist. Gerade hat er das Bild abgezeichnet, da sieht er die beiden darauf wiedergegebenen Gestalten vor sich stehen. Es ist ein wahnsinniger Maler Godofredus Berklinger und seine Tochter Felicitas. Meisterhaft breitet der Dichter ein geheimnisvolles Halbdunkel über die Zusammenhänge. Es bleibt zunächst ungewiß, ob das merkwürdige Ereignis Tatsache ist, oder ob es vielleicht nur der überhitzten Phantasie Traugotts entspringt. Erst später klärt sich alles. Nicht Aehnlichkeit von Mensch zu Mensch, sondern von Bild zu Mensch besteht hier. Zugleich liegt zeitliches Doppelgängertum vor. Denn in wunderbarer Weise sind der wahnsinnige Berklinger und seine Tochter den längst verstorbenen Personen auf dem Bilde ähnlich. Traugott sucht Felicitas, deren Spur er verloren hat, in Italien. Aber der Liebe eines Künstlers blüht nichts als Verzicht. Ein Ideal, das man heiratet, sinkt zu platter Bürgerlichkeit herab. So ist es nur gut für Traugott, daß er nach der Rückkehr seine Felicitas als eine wohlversorgte Kriminalrätin wiederfindet. Ersatz bietet die in Italien gewonnene Dorina. Sie ist in fast vollkommener Aehnlichkeit die Doppelgängerin der Felicitas. Traugott fährt wieder nach Italien, um Dorina zu heiraten. Er darf das, ohne seinem Künstlertum zu schaden. Denn er vereinigt sich nicht mit dem Urbild des Ideals, sondern nur mit dessen Abbild. Zudem bleibt es ungewiß, ob er seine Absicht überhaupt ausführen wird. Jedenfalls aber liegt hier eine Verdoppelung der Geliebten im oben gekennzeichneten Sinne vor.

² Unter Hinweis auf die weiteren Darstellungen des Verfassers sei erwähnt, daß zu Karl Mays Lieblingsdichtern der „Teufelshoffmann“ (wie er ihn nannte) zählte. Die Herausgeber.

Angeborene körperliche Aehnlichkeit, die zugleich eine Spaltung des Bewußtseins hervorruft, ist das Problem in den „Elixieren des Teufels“. Die Spannung dieses glänzend aufgebauten Romans wird dadurch verstärkt, daß die Zusammenhänge erst am Schluß aufgedeckt werden. Medardus und Viktorin sind, ohne es zu wissen, Halbbrüder. So erklärt sich ihre Aehnlichkeit natürlich. Beide erkrankten, vom Vater erblich belastet, an seelischen Störungen. Medardus weckt den am Abgrund liegenden Viktorin und glaubt, dadurch dessen unschuldiger Mörder geworden zu sein. In Wirklichkeit ist der Abgestürzte durch den Fall nur wahnsinnig geworden. Medardus hat nun die Kleider Viktorins angezogen und spielt in verbrecherischer Weise dessen Rolle. Viktorin dagegen hat sich in die Mönchskutte gekleidet, die Medardus an der Unfallstelle zurückließ. Bis hierher geht alles natürlich zu. Nun aber tritt bei beiden eine Ich-Spaltung ein. Der arme Wahnsinnige glaubt, tatsächlich ein Mönch zu sein. Noch verwickelter gestaltet sich die Ich-Verwirrung bei Medardus. Sie wird dadurch gefördert, daß Medardus von Euphemie für ihren Liebhaber Viktorin, von anderen aber eben für Medardus gehalten wird. Diese Verwirrung äußert sich in einer furchtbaren Wahnvorstellung, die Medardus im Schloß hat. Er sieht Viktorin vor sich und hört ihn sprechen. Erst später erfährt er, daß alles nur das Werk seiner erhitzten Phantasie war. Ein Fall von „Gedankenlautwerden“ liegt vor. Die Gedanken, die Viktorin aussprach, waren die des Medardus selbst, dessen Unterbewußtsein sie entstammten. Sie sind aus ihm herausgetreten, sind gegenständlich geworden.

Immer tiefer gerät Medardus in Verwirrung. Daß sein Doppelgänger krank und wahnsinnig ist, dünkt ihn furchtbarer als alles. Er durchlebt einen Wachtraum. Sein Ebenbild im Kapuzinerkleid setzt sich neben ihn ans Bett und ängstet ihn mit schauerlichen Worten. Wie er erwacht, ist das Gespenst noch da, aber es scheint ihm nun die Züge eines von ihm Ermordeten, Hermogens, zu tragen. Auch im gemütlichen Försterhaus findet Medardus keine Ruhe. Denn er trifft dort einen wahnsinnigen Mönch, den er für Hermogen hält, der aber in Wirklichkeit Viktorin ist. Es enthüllt sich, daß dessen Lebensschicksale ganz dieselben sind wie die des Medardus, nur daß alles vom Wahnsinn verzerrt ist. So besteht ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen den beiden. Körperlicher Doppelgänger und ins Leben getretenes zweites Ich wachsen zusammen. Medardus verschmilzt mit seinem Doppelgänger in eins. Dieser steigt, als sein Urbild im Gefängnis sitzt, aus dem Boden herauf und stößt schauerliche Hohnworte aus. Dann macht Medardus den Viktorin für einen Mord verantwortlich, den er selbst begangen hat. Schließlich kann er sich überhaupt nicht mehr von dem Phantom trennen. Neben ihm läuft das widerliche Kichern und Stöhnen her, das ihn zum Mord antreibt. Den Viktorin, der zum Richtplatz geführt wird, zerrt Medardus zum Wagen heraus. Und nun folgt der furchtbare Doppelgängertritt. Medardus muß das Gespenst seiner selbst durch den mondlichtüberfluteten Wald tragen. Am Schluß tritt wieder das Motiv des körperlichen Doppelgängers in den Vordergrund, von dem der Roman ausgegangen war. Viktorin hat sich für Medardus gehalten und dadurch sein eigenes Ich völlig verloren. Er tötet die Braut seines Bruders, die er für seine eigene hält, und führt damit nur aus, was Medardus zu gleicher Zeit gedacht hat.

In den „Elixieren des Teufels“ wird der dem Menschen angeborene Zwiespalt sinnbildlich gestaltet. Das gute und das böse Prinzip werden verkörpert. Beide Gegenspieler unterliegen der Ich-Zersetzung und sind dadurch gewissermaßen miteinander verzahnt. So wirken sie ständig gegeneinander. Der Doppelgänger des Medardus ist gleichzeitig dessen böses Gewissen. Er erscheint stets dann, wenn sein Urbild eine sittliche Entscheidung zu treffen hat.

Auch der Goldschmied Cardillac in der Novelle „Das Fräulein von Scudéri“ kennt die Scheidung seiner Seele in gut und böse. Aber bei ihm spielt sich der Kampf in der innersten Brust ab. Leibhaftig erscheint ihm sein Doppelgänger nicht. Cardillac hat eine unbezähmbare Gier nach Gold. Diese gewinnt schließlich Uebermacht über sein besseres Ich. Die Schmucksachen, die er tagsüber gefertigt hat, holt er sich bei Nacht durch Raub und Mord zurück. Die furchtbare Anlage Cardillacs reicht bis in dessen vorgeburtliches Leben zurück. Seine Mutter hat sich einst in ein glänzendes Geschmeide „versehen“, während sie das Kind unterm Herzen trug. Cardillac handelt wie ein von Wahnideen Besessener unter Zwangsvorstellungen. Sein besseres Ich hat keinen Anteil an den Schandtaten. All dies sind Züge, die der romantischen Vorliebe für die „Nachtseiten der Natur“ entsprechen.

Ein Doppelleben führt auch die Gräfin Aurelie in der Skizze „Vampirismus“. Sie ist bei Tage die treue Gefährtin ihres Gatten. Bei Nacht aber verwandelt sie sich in ein teuflisches Wesen, das die Leichen aus den Gräbern zerrt und sie verschlingt. Auch hier ist der Trieb zum Verbrechen ererbt.

E. Th. A. Hoffmann kennt märchenhafte Doppelpersönlichkeiten, die zwei Reihen angehören³. Sie leben als „Philister“ unter den anderen, erheben sich aber trotzdem zu den Gefilden ewiger Wahrheit und Schönheit, tauchen in die Welt des Mythos. Dieser Teil ihres Wesens kann nur von bevorzugten Sonntagskindern gewahrt werden, und er stellt die abstrakte Idee des Helden dar, zu dem damit eine Art Doppelgänger geschaffen ist. Die Doppelpersönlichkeit führt, soweit sie ins Ueberirdische ragt, ein Leben von allgemeiner und höchster Bedeutsamkeit. Ihr mit dem gewöhnlichen Menschenverstand wahrnehmbarer Teil versinkt dagegen in den Alltag. Eine solche Gestalt wird zur „Mittlernatur“, wenn sie andere, die besonders begnadet sind, einen Blick aus der Prosa in die Welt der Poesie tun läßt.

Das bedeutendste Werk Hoffmanns, das Doppelpersönlichkeiten darstellt, ist das Märchen „Der goldene Topf“. Zwei Mittlernaturen umgeben den Studenten Anselmus. Der Archivarius Lindhorst vertritt das gute Prinzip, das alte Aepfelweib, die Lise Rauerin, stellt den bösen Geist dar. Sie ist mit ihrem unirdischen Teil aus der Welt des Teufels emporgestiegen, sie entstammt der Brut der Drachen. Lindhorst ist eigentlich der Salamander, der aus dem Wunderland Atlantis verbannt worden ist. Er kann von der Erde nur dann erlöst werden, wenn er seine drei Töchter, die grünen Schlänglein, mit drei Jünglingen vermählt. Diese müssen von besonderer Art sein. Sie sollen den Glauben an die Wunder der Natur und an das Bestehen jenes Märchenlandes in sich tragen. Sie müssen erfaßt haben, daß die sichtbare Welt nur bedingte Geltung hat, daß alles Bestehende zwiespältig ist. Der Jüngling Anselmus besitzt die geforderten Eigenschaften und will daher Serpentina, die eine der Töchter, erringen. Ihre Mitgift ist der „goldene Topf“, auf den das Aepfelweib neidisch ist. Sie hintertreibt daher die Verbindung. Schließlich führt Anselmus dennoch seine Frau nach Atlantis heim.

In Hoffmanns meisterhafter Art wird das Wunderbare aus dem Wunderlichen gestaltet. Für normale Philister, also für den Konrektor und den Registrator, haben Lindhorst und die Hexe gar nichts Absonderliches. Auch ist es durchaus dem Leser überlassen, ob er sich den all das Wunderbare erschauenden Studenten lediglich als träumenden Schwärmer vorstellen will. Mit hoher Kunst führt der Dichter die Erzählung so, daß der Boden der Wirklichkeit nie verlassen wird. Anselmus allein weiß Bescheid über die Doppelnatur Lindhorsts und der Hexe. Wer will, kann alles vernünftig erklären. Und selbst Anselmus muß erst allmählich die Fähigkeit in sich entwickeln, alle seine Gesichte zu begreifen. Philister können das Reich der Kunst überhaupt nie schauen, es sei denn, daß sie betrunken sind. Veronika kommt dem Reich des Wunderbaren schon näher. Aber ihre Liebe zu Anselmus geht zu Ende. Da sinkt auch sie in den nüchternen Alltag zurück und wird für Höheres blind.

Uebrigens ist sogar eine Nebenperson des „goldenen Topfes“ Doppelnatur. Der Diener, der dem Anselmus eine Botschaft bringt, kommt als ein kleiner Mann in einem grauen Mäntelchen. Als er aber geht, da merkt man, daß es eigentlich ein Papagei war.

Die klassische Ausgestaltung, die das Doppelgängertum durch E. Th. A. Hoffmann fand, hat mächtig auf das Schrifttum nicht nur Deutschlands gewirkt. Doch sei auf diese Einflußfrage nicht näher eingegangen. Jedenfalls wurden im späteren 19. Jahrhundert wie in der Gegenwart Werke geschaffen, die mindestens in der Stoffwahl Hoffmanns Geist atmen.

Dostojewski hat in einem Jugendroman „Der Doppelgänger“ eine rein pathologisch begründete Darstellung des Problems gegeben. „Nur diejenigen Gespenster haben poetische Kraft, die aus der tiefsten Nacht des Unbewußten aufsteigen.“ Dieses Gesetz kennend, schildert Dostojewski den Ausbruch einer geistigen Störung bei einem Menschen, der sich seiner Krankheit gar nicht bewußt ist. So sieht der Held der Erzählung alle seine peinigenden Erlebnisse als Verfolgungen seiner Feinde an. Vollste Sachlichkeit wird vom Dichter gewahrt. Die Wahnbildung wird lediglich vom Standpunkt ihres Opfers geschildert und wirkt nur von da aus auf die Umgebung des Unglücklichen.

Zwei englische Gestaltungen der Ich-Spaltung haben den Weg in die Weltliteratur gefunden. Im „Bildnis des Dorian Grey“ von Oskar Wilde bekommt der Held den Wunsch erfüllt, daß alle Spuren des Alters und der Sünde seiner schönen jugend-frischen Gestalt nichts antun sollen. Sie werden vielmehr auf ein Bild übertragen, das den Jüngling darstellt. Dessen Gebrechen und Laster werden durch dieses immer deutlicher gezeigt, während der Frevler in seiner Schönheit erhalten bleibt. Zuletzt hat er solchen Ekel vor dem Bild,

³ Martin Roehl: „Die Doppelpersönlichkeit bei E. Th. A. Hoffmann“. Dissertation Rostock, 1918.

daß er es zerschneidet. Gleichzeitig aber stürzt er selbst tot zu Boden. Der Kampf also mit dem Doppelgänger wird gestaltet, ein Motiv, das die Dichtung immer wieder angezogen hat. Stevensons Erzählung „Der seltsame Fall des Doktor Jekyll und des Herrn Hyde“ ist ein Gegenstück zu der Gestaltung Cardillacs im „Fräulein von Scudéri“. Allerdings spielt sich das Doppelleben, das hier geschildert wird, unter zwei Erscheinungsformen ab.

Auch der deutschen Dichtung der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart ist das Doppelgängertum nicht fremd. Aus dem Reichtum sei einiges herausgegriffen. Paul Lindau zeigt in dem Schauspiel „Der Andere“ (1893) einen Staatsanwalt, der sich überarbeitet hat und nun plötzlich von der Ich-Spaltung betroffen wird. Dr. Hallers verwandelt sich in eine der Gestalten, die er tagsüber zu verurteilen hat. Er führt nun ein Doppelleben. Der rechtschaffene Jurist verkleidet sich, wenn die Nacht naht, als Gauner und besucht einen berüchtigten Verbrecherkeller. Die Bande, der er sich angeschlossen hat, verabredet schließlich mit ihm die Ausplünderung seiner eigenen Wohnung. Während der Einbruch vor sich geht, erwacht der Kranke aus seinem Traumzustand, wird wieder Staatsanwalt und läßt den Tatgenossen abführen.

Wilhelm v. Scholz gestaltet in dem Drama „Der Wettlauf mit dem Schatten“ einen Schriftsteller, der eine bestimmte Romanfigur schafft. Sie entspricht in ihrem Aeußeren und ihren Schicksalen einem tatsächlich lebenden Menschen. Dieser wird gezwungen, das unbewußt zu tun, was der Schriftsteller durch die Handlungen der Romangestalt ihm vorschreibt.

In Friedrich Lienhards Trauerspiel „Ahasver“ verdoppelt sich der ewige Jude zeitlich. Nachdem er in Jerusalem zu Jesu Zeit gezeigt worden ist, erscheint er in der Gegenwart wieder als materialistisch gesinnter Professor, der Gott, Unsterblichkeit und sittliche Weltordnung leugnet. Auch der Gegensatz zwischen dem Schattengeist und dem ihn überwindenden Lichtgeist wird in diesem Trauerspiel gestaltet.

Dem Expressionismus ist das Doppelgängertum willkommener Stoff, biegsam genug, um dem Ausdruckswillen des Künstlers sich zu fügen. In Friedrich Wolfs Drama „Das bist du“ erschlägt der Held seinen Doppelgänger, wird aber gerade dadurch seelisch eins mit ihm. Auch die Wiedergeburt als zeitliche Ich-Verdoppelung wird hier gestaltet. Die handelnden Personen treten bereits auf einer früheren Stufe der Seelenwanderung, vor ihrem Erdendasein, zusammen. In ihrem nachirdischen Leben werden sie wiederum vorgeführt. In Georg Kaisers Drama „Die Koralle“ will ein Milliardär mit schwerer, bedrückter Jugend seinen Erinnerungen entfliehen. Er tötet seinen Sekretär, dem er vollkommen ähnlich sieht, und glaubt, dadurch dessen beglückte Kindheit gestohlen zu haben. Der Mörder spiegelt sich nun vor, das Leben seines Opfers zu führen. Eine Daseinsvertauschung ähnlich wie die zwischen Medardus und Viktorin liegt vor.

Ein Hinweis auf Gerhard Hauptmanns Drama „Und Pippa tanzt“ soll uns Brücke sein zu Karl Mays zwiegespaltener Welt. Der alte Mann gilt den Alltagsmenschen nur als ein pensionierter Major. Von Michel aber, dem romantischen deutschen Schwärmer, wird er als das erkannt, was er ist, als die „mythische Persönlichkeit“ mit magischen Kräften. Dem Träumer, einem zweiten Anselmus, wird von Wann, einem andern Lindhorst, der Weg nach der Märchenstadt Venedig gewiesen, der Weg also zur Schönheit und zur höheren Erkenntnis.

Karl May würde – mit Wendung zum Ethischen – von dem Aufstieg aus Ardistan nach Dschinnisten sprechen.

II.

Ichspaltung in Karl Mays Leben

Nachweise: Seitenzahlen ohne weitere Angaben beziehen sich auf Mays Selbstbiographie „Ich“, Bd. 34 der Gesammelten Werke. [Auflage 9, 1923]

Friede = Reiseerzählung „Und Friede auf Erden“, Bd. 30. [Auflage 8/9, 1922/1923]

Gurlitt = „Gerechtigkeit für Karl May!“ Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden.

Ethische und religiöse Gesichtspunkte sind es im wesentlichen, von denen aus Karl May den Riß in seinem Innern betrachtet. Eine rein künstlerische Einstellung, die von sittlichen Fragen unberührt bleibt, liegt ihm nicht. Auf „Erbsünde“ (S. 280) führt er seine Wesensart zurück. „Mein Vater war ein Mensch mit zwei Seelen. Die eine Seele unendlich weich, die andere tyrannisch, voll Uebermaß im Zorn, unfähig, sich zu beherrschen“ (S. 277). Während der zehn Stunden, die der Vater am Webstuhl sah, war kaum mit ihm

auszukommen, aus kleinstem Anlaß züchtigte er dann die Kinder aufs härteste. War die Arbeitszeit vorbei, dann lächelte „Vaters andere Seele“ sie an, und herzwinnend konnte er sein.

Von größter Bedeutung für Mays innere Entwicklung ist die Blindheit gewesen, mit der die ersten vier Jahre seiner Kindheit geschlagen waren. Sie befähigte ihn zu einer Selbstschau, zu der ein Gesunder nicht vordringt. „Als ich sehen lernte, war mein Seelenleben schon derart entwickelt und in seinen späteren Grundzügen festgelegt, daß selbst die Welt des Lichtes, die sich nun meinen Augen öffnete, nicht die Macht besaß, den Schwerpunkt, der in meinem Innern lag, zu sich hinauszuziehen“ (S. 300). Gähnte schon dem Kind infolge dessen körperlicher Beschwernis die Kluft zwischen der Welt des Lichtes und des Schattens, so kam gleichzeitig der Einfluß hinzu, den die Großmutter väterlicherseits ausübte. Diese Frau muß von wunderzarter Empfindung gewesen sein. Sie führte den leiblich so gebundenen Knaben in das luftige Reich der Phantasie. Von der hingebenden Märchenerzählerin vernahm er die Sage vom paradiesischen Dschinnistan und höllischen Ardistan. Die zarte Frau lenkte die im Schatten vergessene Kinderseele ins Reich der Höhen. Sie pflanzte den Trieb zum Guten und Erhabenen in den Knaben und ließ ihn des Unterschieds zwischen gut und böse frühzeitig gewahr werden. Allerdings verwischte sie ihm mit ihren Märchen auch die scharfen Grenzen zwischen Schein und Sein. Dies Reich der Phantasie schwebte, es erhob sich aus der klaren, festen Wirklichkeit. Und wie sehr hätte gerade dieser Knabe des Rückhalts am nüchternen Alltag bedurft!

Dem Blinden verschwammen alle Grenzen. „Es gab für mich weder Gestalten noch Formen, noch Farben, weder Orte noch Ortsveränderungen. Ich konnte die Personen und Gegenstände wohl fühlen, hören, auch riechen; aber das genügte nicht, sie mir wahr und plastisch darzustellen. Ich konnte sie mir nur denken. Wie ein Mensch, ein Hund, ein Tisch aussieht, das wußte ich nicht, ich konnte mir nur innerlich ein Bild davon machen, und dieses Bild war seelisch. Wenn jemand sprach, hörte ich nicht seinen Körper, sondern seine Seele. Nicht sein Aeußeres, sondern sein Inneres trat mir näher. Es gab für mich nur Seelen, nichts als Seelen“ (S. 299).

Das soziale Elend, in dem May groß ward, vertiefte den Zwiespalt seines Inneren. Was jedem sonst Fels und Grund ist, die Heimat – ihm blieb sie fremd und unlieb. Noch als Greis gedenkt er ihrer mit Kälte (S. 321). „Ich wurde aus meiner Kindheit herausgehoben und auf den harten, schmutzigen Weg gezerrt.“ Als Kegeljunge in die Gesellschaft der Erwachsenen gestoßen, ward er frühreif. Die Gemeinschaften des „Batzenendorfs“ und der „Lügenschmiede“ brachten vollends einen Riß in sein Weltbild. Die erstere setzte sich aus Ulkmachern zusammen, die ihre ärmliche Proletarierwelt zu einem Reich des Scheins verklärten. Da gab es einen eignen „Gemeindevorstand“, einen „Pfarrer“, ein „Rathaus“ mit einem Turm, der aus Latten und Zigarrenkisten bestand. Fünfzigjährige Säuglinge wurden getauft, zwei Witwen miteinander verheiratet. Noch abgestandener Spässe wurden in der „Lügenschmiede“, einer obskuren Kneipe, aufgetischt. Hier wurde außerdem eine Welt des Klatsches und der Verleumdung aufgebaut.

Pflege des Geistes ward dem Heranwachsenden nicht zuteil. In den Begabten stopfte der ehrgeizige Vater, was hineingehen wollte. Karl mußte lesen, was gerade vorhanden war. Ob es sich seiner jeweiligen Entwicklungsstufe anpaßte, war gleichgültig. Genau so wenig Einsicht zeigten der Rektor und der Pfarrer, die ihre Bibliotheken dem Knaben öffneten. Jener bevorzugte weltlichen, dieser geistlichen Lesestoff. „So kam es, daß ich vom Rektor z. B. eine begeisterte Schilderung der islamitischen Wohltätigkeit vor mir liegen hatte und vom Herrn Pastor daneben einen Missionsbericht, in welchem über das offensichtliche Nachlassen der christlichen Barmherzigkeit bittere Klage geführt wurde“ (S. 338). Werke von Gelehrten, die der Religion gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen, wurden neben Büchern gelesen, welche die religiöse Offenbarung über alles stellen. Die Gegensätze der Weltanschauungen platzten in dem Knaben aufeinander, ohne daß er einen klärenden Mittler fand. Noch schlimmere Verwüstungen richteten Räuberromane an, die er eifrig und kritiklos verschlang. Er sah nicht die Grenzen zwischen der Wirklichkeit und jener Lügenwelt. „Die Rechtsbegriffe und Rechtsanschauungen verändern sich; die Lüge wird zur Wahrheit, die Wahrheit zur Lüge. Das Gewissen stirbt. Die Unterscheidung zwischen Gut und Böse wird immer unzuverlässiger“ (S. 345). May begann „infolge des verschlungenen Leseschundes“ den Roman für das Leben zu halten und behandelte dieses andererseits als Roman. Eines Tages machte er sich auf, um „bei einem edlen spanischen Räuberhauptmann“ Hilfe gegen die Armut seiner Familie zu holen. Fand die Reise nach Spanien auch schon in der Nähe von Zwickau ein unrühmliches Ende, so hatte der Ausreißer doch gezeigt, wie weit die Verrückung seines Weltbildes bereits gediehen war.

Die Welt, in Schein und Sein streng geschieden, rächte sich an dem, der sie verkannte. Ihre Zwiespältigkeit, vom Gesunden außerhalb seiner selbst beobachtet und zugestanden, übertrug sich bei Karl May ins Innere.

Nachdem er – seiner Meinung und Darstellung nach schuldlos – wegen Uhrendiebstahls sechs Wochen Gefängnis verbüßt hatte, verlor er sich selbst. Oder besser gesagt: der erst Zwanzigjährige fühlte sich den in seinem Innern tobenden Gewalten hilflos ausgeliefert. „Es bildete sich bei mir das Bewußtsein heraus, daß ich kein Ganzes mehr sei, sondern eine gespaltene Persönlichkeit.“ May empfindet seine Seele nicht als Einzelwesen, sondern als „Drama“. Sie ist ein Schlachtfeld, auf dem verschiedene Mächte sich befenden. „Da war zunächst ich selbst, nämlich ich, der ich das alles beobachtete. Aber wer dieses Ich eigentlich war und wo es steckte, das vermochte ich nicht zu sagen. Es besaß große Aehnlichkeit mit meinem Vater und hatte alle seine Fehler. Ein zweites Wesen in mir stand stets nur in der Ferne. Es glich einer Fee, einem Engel, einer jener reinen, beglückenden Gestalten aus Großmutter's Märchenbuche. Es mahnte; es warnte. Es lächelte, wenn ich gehorchte, und es trauerte, wenn ich ungehorsam war. Die dritte Gestalt ... war mir direkt widerlich. Fatal, häßlich höhnisch, abstoßend, stets finster und drohend; anders habe ich sie nie gesehen und gehört. Denn ich sah sie nicht nur, sondern ich hörte sie auch; sie sprach. Sie sprach oft ganze Tage und ganze Nächte lang in einem fort zu mir. Und sie wollte nie das Gute, sondern stets nur das, was böse und ungesetzlich war. Sie war mir neu; ich hatte sie nie gesehen, sondern erst jetzt, seitdem ich innerlich gespalten war.“ Trotzdem schien sie May sehr vertraut, als hätte er sich schon tausendmal gesehen. Sie wechselte häufig Gestalt und Gesicht. „Bald stammte sie aus Batzendorf, aus dem Kegelschub oder aus der Lügenschmiede. Heut sah sie aus wie Rinaldo Rinaldini, morgen wie der Raubritter Kuno von der Eulenburg und übermorgen wie der fromme Seminardirektor, als er vor meinem Talgpapier stand“ (S. 380). So hatte sich denn auch der in Waldenburg begangene „Diebstahl“ des Lichtertalgs im Unterbewußtsein Mays verkapselt.

Die Spaltung griff immer weiter um sich. „Es wimmelte von Gestalten in mir, die mitsorgen, mitarbeiten, mitdichten und mitkomponieren wollten. Und jede dieser Gestalten sprach; ich mußte sie hören.“ Schließlich ballten sich die inneren Stimmen zu Gruppen zusammen. „Es kämpften da zwei einander feindliche Heerlager gegeneinander: Großmutter's helle, lichte Bibel- und Märchengestalten gegen die schmutzigen Dämone jener unglückseligen Hohensteiner Leihbibliothek. Ardistan gegen Dschinnistan. Die ererbten Gedanken des Sumpfes, in dem ich geboren wurde, gegen die beglückenden Ideen des Hochlandes, nach dem ich strebte. Die Miasmen einer vergifteten Kinder- und Jugendzeit gegen die reinen, beseligenden Wünsche und Hoffnungen, mit denen ich in die Zukunft schaute, die Lüge gegen die Wahrheit, das Laster gegen die Tugend, die eingeborene menschliche Bestie gegen die Wiedergeburt, nach der jeder Sterbliche zu streben hat, um zum Edelmenschen zu werden.“ [S. 382].

Vor allem hatte sich das jüngst durchlebte Schrecknis in Karl Mays Seele gegraben. „Es war, als ob ich aus jener Zelle, in der ich sechs Wochen lang eingekerkert war, eine ganze Menge unsichtbarer Verbrecherexistenzen mit heimgebracht hätte.“ [S. 385] Oft ist er, um diesen Stimmen zu entgehen, aus dem Bett gesprungen „und hinaus in den Regen und das Schneegestöber gelaufen“.

Die dunklen, verbrecherischen Gestalten überwogen die hellen, zur Tugend mahnenden immer mehr. Durch sie ist May nach seiner Angabe schließlich zu jenem Eigentumsvergehen getrieben worden, das ihn für mehrere Jahre ins Gefängnis brachte. Die verzweifelte Gegenwehr seines Gewissens erlahmte schließlich. Diese Darstellung, die May in der kurz vor seinem Tod erschienenen Selbstbiographie gibt, könnte als nachträgliche Umdeutung seiner zum Verbrechen führenden Beweggründe gelten. Eine an den Haaren herbeigezogene, innerlich unwahre Rechtfertigung läge dann vor. Dieser Auslegung steht jedoch folgendes entgegen. Noch vor 1876 hat May in der Erzählung „Das Geldmännle“ (siehe unten) die in einem Verbrecher vor sich gehende Ich-Spaltung geschildert. Dies geschah zu einer Zeit, da es noch keinerlei öffentliche Hetze gegen Karl May gab. Der Dichter muß also aus innerem Erlebnis geschildert haben. Denn ein künstliches Zurechtmachen der Erzählung aus Rechtfertigungsgründen wäre damals – Jahrzehnte früher! – sinnlos gewesen. [„Das Geldmännle“ wurde 1903 geschrieben!]

In der Stille der Haft fand May Linderung seiner Seelenqual. Die Stürme des Inneren legten sich. Als er aber nach seiner Entlassung schriftstellerisch arbeitete, meldeten sich die inneren Stimmen wieder vernehmlicher. „Wenn ich etwas Gewöhnliches schrieb, stellte sich nicht die geringste Hinderung ein. Sobald ich mir aber ein höheres Thema stellte, eine geistig, religiös oder ethisch wertvollere Aufgabe, wurden

Gewalten in mir rege, die sich dagegen empörten und mich dadurch hinderten, meine Arbeit zustande zu bringen, daß sie mir, während ich schrieb, die trivialsten, blödesten oder gar verbotenen Gedanken dazwischen warfen. Ich sollte nicht empor; ich sollte unten bleiben.“ [S. 427].

Klatschgeschichten waren über May im Gang. Ein wohlmeinender, doch ungeschickter Freund unterrichtete den Verfolgten. Der schneidende Schmerz über die ausgestreuten ehrezerstörenden Unwahrheiten rief alle bösen Geister des Seelenkranken von neuem wach. „Es trieb mich fort, hinaus. Ich lief im Wald herum und kam spät abends todmüd heim und legte mich nieder, ohne gegessen zu haben. Trotz der Müdigkeit fand ich keinen Schlaf. Zehn, fünfzig, ja hundert Stimmen verhöhnten mich in meinem Innern mit unaufhörlichem Gelächter. Ich sprang vom Lager auf und rannte wieder fort, in die Nacht hinein“ (S. 431). Jetzt schienen die Gestalten sogar aus ihrem Opfer herauszutreten und neben ihm herzulaufen. May hatte die Halluzination des frommen Seminardirektors, dann kamen andere Gestalten aus seinem vergangenen Leben. Beschlossen war der unheimliche Zug von den Raubrittern, Räubern, Mönchen, Nonnen, Geistern und Gespenstern aus der Hohensteiner Schundbibliothek (S. 431). „Das schrie und jubelte und höhnte, daß mir die Ohren gellten.“

Eine neue Zeit der Verbrechen, schlimmer als die frühere, hub an. „Die inneren Gestalten und Stimmen beherrschten mich vollständig.“ Sie trieben May zu Taten, die ihm vier Jahre Zuchthaus einbrachten. Er verlor die Herrschaft über sich, war keine von einem einheitlichen Willen geleitete Persönlichkeit mehr. Steuerlos trieb er unter dem Winde der bösen Geister, die ihn besaßen. Als Zeugin für die Glaubhaftigkeit von Mays Darstellung möge auch hier wieder das „Geldmännle“ dienen.

Abermals ward Ruhe in Mays Seele, als dieser in der Einsamkeit der Haft saß. Kurz nach seiner Entlassung versuchten die bösen Geister noch einmal, seiner habhaft zu werden. Um sich der lästigen Polizeiaufsicht zu entziehen, fuhr May mit der Eisenbahn über die Grenze. „Da begann es plötzlich in mir laut zu wüten und zu toben, zu schreien und zu brüllen wie in einem Dorfwirtshause, in dem die Bauernknechte mit Stuhlbeinen aufeinander schlagen. Hunderte von Gestalten und hunderte von Stimmen waren es, von denen das kam.“ [S. 447]. Aber die Dämonen hatten die Macht verloren, sie gewannen über ihr Opfer nicht mehr wie früher die Oberhand. Wohl blieb die Ich-Spaltung bestehen, aber die guten Geister hatten gesiegt. Noch im Alter bekennt May: „Bei jeder Wohltat, die ich einem Menschen erweise, wird mir die Hand von einer lieben, lichten Gestalt geführt, die in meinem Innern wohnt. Ich sehe sie mit meinem geistigen Auge, und ich höre ihre Stimme mit meinem inneren Ohre“ (S. 540). [Die Selbstbiographie „Mein Leben und Streben“ endet auf S. 506. Das Zitat stammt aus einem auf S. 538-541 wiedergegebenen Brief vom 29.09.1905 an einen „lieben Freund“ = Rechtsanwalt Rudolf Bernstein.]

Sehr beruhigend auf May hatten Gespräche gewirkt, die er mit dem Seelsorger der Strafanstalt gehabt hatte. Dieser, ein ruhiger, klarer Mann, gab ihm ein Buch in die Hand, das die Spaltung der Seele als Problem behandelte. Eine Gefahr, der man ins Auge schaut, die sich untersuchen läßt, verliert an Furchtbarkeit. So schreckten May von nun an die inneren Stimmen nicht mehr. Er hatte ihre Nichtigkeit erkannt.

Der Kampf war ausgekämpft. Der Zwiespalt zwischen Gut und Böse, im Innersten erlebt, ward nun nach außen gespiegelt. Sich selbst erlösend, bannte der Künstler den ausgestandenen Schrecken in Gestalten und Gebilde, die er schuf. Die Kluft zwischen Ardistan und Dschinnistan und ihre Ueberbrückung bleibt nun das Leitmotiv in seinen Werken.

Als May noch kleiner Knabe war, hatte ihm die Großmutter oft aus dem Hakawati („Märchenerzähler“) vorgelesen. So nannte sich eine Sammlung orientalischer Märchen. Schon damals hatte Karl sich gelobt: „Ich will Hakawati werden. Ich will von Dschinnistan erzählen: darum muß ich aus Ardistan hinaus“ (S. 521). [S. 507-530 Klara Mays Bericht zu Karl Mays letztem Vortrag in Wien.] Noch unklar empfand er, daß er den Zwiespalt der Welt künstlerisch überwinden müsse. So schreibt er als unreifer Knabe bereits eine Indianergeschichte und rettet sich damit aus seiner Welt des Schmutzes in das holde Reich der Phantasie. Als er später Strafgefangener ist, wird ihm solche Flucht vor der Wirklichkeit und letzten Endes vor sich selbst geradezu notwendig. Er erschrickt vor dem eignen Schatten, will sich von seiner Vergangenheit retten. Aber er erlöst nicht nur sich aus der Prosa des Alltags, er will auch die andern in die Poesie jener erträumten Welt mit sich emporreißen. So wird er zum „Mittler“ wie Lindhorst im „Goldenen Topf“. Der „Edelmensch“, welcher der Held in Mays Ich-Erzählungen ist, ist sinnbildlich zu deuten. Er führt, scheinbar in dieser Welt stehend und kämpfend, sein wahres Leben auf einer höheren Ebene. Alle menschlichen Tugenden werden durch ihn

verkörpert. Ueberhaupt muß fast alles, was bei Karl May geschieht, symbolisch gewertet werden. (Siehe den „Schlüssel“ S. 562 ff.) [Ein Hinweis auf die Auflage 9 (1923) von Bd. 34 als Grundlage, da sich durch kleine Ergänzungen im Anhang von Dr. E. A. Schmid der Beginn von „Der Schlüssel“ von S. 561 auf S. 562 verschob.] Damit tritt May in die Reihe jener Romantiker, besonders Hoffmanns und Tiecks, die Alltag und Traumwelt durch das Märchen überbrückten und dadurch ihren Schöpfungen einen didaktischen oder satirischen Beigeschmack gaben (s. Gurlitt S. 100).

May ist sich solcher Mittlerraufgabe voll bewußt. „Ich will Gleichnisse und Märchen erzählen, in denen tief verborgen die Wahrheit liegt, die man auf andere Weise noch nicht zu erschauen vermag.“ „Aber kein Mensch darf ahnen, daß das, was ich erzähle, nur Gleichnisse und nur Märchen sind.“ Denn sonst, meint er, wird es ihm nicht glücken, die anderen mit sich emporzureißen. „Ich muß selbst zum Märchen werden, ich selbst, mein eigenes Ich“ (S. 405/406).

Oft weiß sich der Dichter inspiriert, eine höhere Macht bedient sich seiner als Mittlers. In „Friede“ hat er ein religiöses Gedicht begonnen, aber nicht vollendet. Da fühlt er ein unsichtbares Wesen hinter sich stehen. Es mahnt ihn unaufhörlich, die Lücke auszufüllen. Und dann wird der Dichter gepackt. „Kaum hatte ich das Papier vor mich hingelegt, so war es mir, als ob jenes ‚unsichtbare Wesen‘ mir die Worte zuflüsterte.“ So ward das Gedicht vollendet (Friede S. 182/183). In der gleichen Reiseerzählung findet May schöne Worte in Reimprosa für den geheimnisvollen Vorgang dichterischer Empfängnis. Er meint, auch die Propheten der heiligen Schrift seien inspirierte Mittler gewesen, und er fährt dann fort: „Dem wahren Dichter kommt aus einer Welt, die mit der unsrigen zusammenhängt, auf leisen Schwingen schön gebor'ne Kunde; er nimmt sie auf; er gibt sie weiter fort, und wer sie hört, der wird von ihr berührt, als sei sie ein Gedicht aus Engelsmund. Das ist die Poesie, die aus dem Himmel stammt; kein Geist, kein Mensch kann sie uns niederbringen; dort oben, wo das Meer des Lichtes flammt, muß jeder Strahl in goldnen Reimen schwingen. Und steigt er nieder, nimmt er Formen an, um sich dem Menschensinn zu offenbaren, und diese Formen, sie bestehen dann für unsre Nachwelt noch nach tausend Jahren“ (Friede S. 334/335).

Wie sieht die Welt aus, in der May sich als Mittler fühlt? Sie ist ein großes Wunder Gottes, steht aber im Zeichen des Zwiespalts. Mays Phantasie „überspringt die Grenzen, die sich zwischen dem realen Leben und dem ‚Himmel‘, zwischen Menschen und Göttern auftun, verkehrt mit den überirdischen Gestalten, mit Gott, Engeln, Teufeln, Riesen und allem Fernen, Fremden, Exotischen, wie mit Alltagserscheinungen und hat seine Freude an frommen Visionen, grotesken Zufällen und Wundern aller Art. Das alles hat er mit den Romantikern gemein, obgleich er nicht von diesen, sondern von den persischen alten Märchenerzählern ausgegangen ist“ (Gurlitt S. 102/103).

Schon in jungen Jahren hat May versucht, den Kampf zwischen dem guten und dem bösen Prinzip künstlerisch zu gestalten (siehe den Entwurf „Mensch und Teufel“ im Karl-May-Jahrbuch 1919). Als Knabe hatte er ein Puppenspiel gesehen „Doktor Faust oder Gott, Mensch und Teufel“. Der Eindruck war nachhaltig und löschte nie wieder aus. Der Edelmensch, der von Ardistan nach Dschinnistan emporklimmt, ward sein Ideal. „Das allgemeine große Thema aller Religionen“, wie das Licht die Finsternis überwindet, blieb Mays Grundakkord. Wir sehen ja diesen Gedanken als Leitmotiv ganzer Kulturen „in der Lehre der alten Perser von dem Widerstreit der Götter Ormuzd und Ahriman, bei den Japanern als Kampf des Lichtes mit dem Drachen der Finsternis, bei den alten Germanen als den Kampf Siegfrieds gegen Hagen, in der christlichen Lehre als den Kampf Gottes mit dem Teufel“ (Gurlitt S. 122).

Den Zwiespalt der Außenwelt fand May in seiner Brust wieder. Besonders schwer hat er am Ueberwiegen der weiblichen Züge seines Charakters gelitten. May läßt über ein Gedicht, das er selbst verfaßt hat, den Chinesen Tsi sagen (Friede S. 370): „Der geistige Aufbau läßt auf eine männliche Logik schließen, aber die Seele, die aus ihm spricht, kann nur eine weibliche sein.“ Die charakterologische Wissenschaft bestätigt diese Selbsteinschätzung Mays. Dessen Schicksal beruht nach einem Gutachten Ludwig Aubs darauf, „daß sozusagen eine Unausgeglichenheit und Unebenheit in den Hauptelementen besteht, und zwar darin, daß das männlich Geistige unmittelbar mit weiblichen Elementen des Phantasie- und Gefühlsmäßigen verbunden ist“ (Gurlitt S. 91). Diese Anlage erklärt zum Teil die unkünstlerische, abgeschmackte Art, in der May zuweilen erzählt. „Unorganische Zerspaltetheit des inneren Menschen äußert sich im Kunstwerk als Geschmacklosigkeit und Sentimentalität.“ [Dr. Werner Mahrholz in der 1918 erschienenen Abhandlung „Karl May“, Nachdruck im Karl-May-Jahrbuch 1927; Gurlitt zitiert mehrfach Mahrholz, jedoch nicht diesen Satz.]

May erkannte, „daß alles Leben nur ein Gleichnis ist und daß wir das Leben nur am Abglanz haben“. [Gurlitt S. 156] So brachte er die inneren Kämpfe durch künstlerische Gestaltung zum Austrag. Er stellte sich die Aufgabe, „sein ganzes Leben, Sinnen und Trachten in moralisierenden Reiseromanen symbolisierend zu deuten“ (Gurlitt S. 156). So hat er denn auch die innere Spaltung, unter der er litt, in dichterische Gebilde und Gestalten gebannt. In dem Streben, die in ihm wurzelnden niederen und verbrecherischen Triebe künstlerisch zu erhöhen und sie damit zu vernichten, berührt sich May mit vielen anderen (siehe „Kunst und Verbrechen“ von Erich Wulffen im Karl-May-Jahrbuch 1925). So ist sein Schicksal von tiefster menschlicher Bedeutung.

III.

Ich-Spaltung in Karl Mays Werken

Nachweise: Silberlöwe = Reiseerzählung „Im Reiche des silbernen Löwen“, Bd. 26 bis 29 der Gesammelten Werke Mays.

Jenseits = „Am Jenseits“, Reiseerzählung, Bd. 25. [Auflage 11, 1922]

Geldmännle = Erzählung „Das Geldmännle“ in „Der Waldschwarze und andere Erzählungen“, Bd. 44.

Im Tauchermärchen (Friede S. 359/360) wird die Erde von einem Fürsten, also Gott, regiert, der seine Untertanen, die Taucher, in die Tiefe steigen läßt. Ihre Rüstung ist dabei der menschliche Körper. Dieser wird von der Anima instand gehalten, die mit dem Leib entsteht und vergeht. Holt ein Taucher Seetang statt Perlen empor, so ist er seiner Rüstung nicht wert. Diese wird dann einem Besseren gegeben. „So kommt es, daß es wohl keine einzige Rüstung gibt, von der man sagen könnte, daß sie stets nur im Dienst eines und desselben Tauchers gestanden habe. Es kommt sogar sehr häufig vor, daß ein höherer Taucher sich die Rüstung eines niederen leiht, um ihn zu unterrichten, auf welche Weise er bessere Erfolge erzielen und dadurch zu ihm emporsteigen könne.“ Demnach können verschiedene Geister nacheinander und auch gleichzeitig vom menschlichen Körper Besitz ergreifen. Denselben Gedanken in anderer Form gibt dem Dichter die ägyptische Sphinx. Die Vereinigung von Tier- und Menschengestalt spricht ihm ein tiefes schweres Rätsel aus (Friede S. 59).

Im 4. Band des „Silberlöwen“ (S. 75 ff.) unterhält sich May mit dem Ustad über das Wesen des Schattens und seine tiefere Bedeutung. Der Schatten ist nicht selbständig. Er ist nur „der finstere, herz- und gewissenlose Doppelgänger von allem Lebenden“. Wenn die Sonne im Zenit steht, gibt es keinen Schatten. Dieser „vollständig gedanken- und urteilslose“ Geselle besitzt ein um so weniger menschenwürdiges Antlitz, je länger er wird. Es gibt keinen Schatten, der nicht fallen müßte. Er, der sich aus dem Schmutz, den des Menschen Fuß tritt, entwickelt, hat kein eignes Selbstbewußtsein. Er ist nur das Zerrbild seines Erzeugers. Jeder Schatten ist lichtscheu, er bedeutet fehlendes Licht. So ist „das Licht ohne Schatten“ des Menschen höchstes Ziel.

Aufs Sittliche übertragen: Jede Tugend hat ihr Laster hinter sich, das überwunden werden muß. Hinter der Sparsamkeit erscheint der Geiz, hinter der Freigebigkeit die Verschwendung und so fort. Auch unsere Tugenden sind vom Zwiespalt bedroht.

Gleichzeitig wird im Bild des Schattens Mays optimistische Weltanschauung klar: das Böse hat keine Eigenberechtigung, es führt ein jämmerliches Scheindasein, es kann und wird überwunden werden.

In welcher Weise wird die Ich-Spaltung von May bei einzelnen Menschen dargestellt? Im „Jenseits“ (S. 102) sagt der Münedschi, daß ein feinstofflicher, unsichtbarer und unsterblicher Leib die Verbindung zwischen Seele und Körper ermöglicht. Doch spielt diese Art „Aetherleib“ sonst bei May keine größere Rolle. Khutab Aga (Jenseits S. 423) sieht im Zustand des Scheintodes seinen blutenden Körper am Boden liegen. Er tut dies mit der Seele, die aus ihm herausgetreten ist. Sein Seelenkörper gleicht dabei genau dem irdischen. Es mag dem Dichter auch hier ein „Aetherleib“ vorgeschwebt haben, der die Poren des irdischen durchdringt, aus den unwägbareren Stoffen des sterblichen Leibes entstanden ist und die Seele in die Ewigkeit begleitet (Jenseits S. 102). Genauere Erläuterungen solcher Vorgänge gibt May nicht. Es kommt ihm gar nicht auf Erklärungen an. Er will die Wunder Gottes nicht verstandesmäßig ergründen, sondern sie vielmehr ethisch ausmünzen.

Spaltung des Ich durch äußere Einwirkung erfolgt im „Silberlöwen“ bei Ahriman Mirza, welcher der Beherrscher den Sillan, der „Schatten“, ist. Der Ustad, der das Symbol der Selbsterkenntnis darstellt, führt

diese innere Verwirrung mit voller Berechnung herbei. Er benutzt dazu eine persische Sage, an die der Mirza glaubt. Nach ihr wird der Mensch von einem Geist aus höheren Regionen geleitet. „Dieser hohe Geist eigne sich sämtliche Aggregatzustände seines Menschen an und sei also imstande, ihm und auch anderen persönlich zu erscheinen, und zwar ganz genau in derselben Gestalt und Kleidung wie der Betreffende selbst. Erscheine er anderen, so habe das nichts Schlimmes zu bedeuten; lasse er sich aber vor seinem eigenen Menschen sehen, so sei das ein sicheres Zeichen, daß er ihn für immer verlassen werde, also entweder des nahenden Wahnsinns oder des zu erwartenden Todes. Denn ein Mensch, der von seinem höheren Geiste, von seinem Chodem aufgegeben wird, muß entweder sofort sterben oder in geistiger Nacht langsam versiechen“ (Silberlöwe, 4. Bd., S. 538).

Der Ustad verkleidet sich also und erscheint dem Mirza als dessen Doppelgänger. Der eine ist ganz genau das Ebenbild des anderen, „vom Kopf bis zu dem Fuß herab ein einziges ‚Ich‘ und doch in zwei Personen.“ Der Mirza glaubt tatsächlich, seinen Doppelgänger gesehen zu haben. Dies bedeutet ihm der Sage gemäß Tod oder Wahnsinn. Vor jenem flieht er und gerät nun um so sicherer in geistige Umnachtung (Silberlöwe, 4. Bd., S. 537/540). Des Mirza Aberglauben wird vom Ustad geflissentlich genährt. Der Chodem läuft dem Fliehenden nach. Der Ustad redet dem Mirza ein, dessen Doppelgänger habe sich zu seinen Feinden begeben und ihnen Geheimes verraten. „Wer aber seinen Chodem von sich läßt, der ist verrückt.“ Diese Worte des Ustad veranlassen wiederum des Mirza überhastete Flucht (S. 575). Schon vorher hat der Aermste einen Hufschlag gegen den Kopf erhalten, den er vom Chodem verursacht wähnt. Später verunglückt er mit dem durchgehenden Pferd und schießt es wutentbrannt nieder. Auch dies Mißgeschick scheint ihm vom Chodem gesandt. Mit dem Trugbild seiner selbst hat er gekämpft, seit es ihm vorgetäuscht wurde. Alles Böse, das er erlebt hat, hält er für eine Bosheit des Doppelgängers. Nun er mit dem Pferd, dem Iblis, gestürzt ist, betrachtet er seinen Körper gleich dem verendeten Pferd nur noch als Aas, seinen Geist aber als verrückt. „Schafft uns alle drei weg, nicht nur die Aase, sondern auch den Verrückten!“ (S. 601). Der Mirza sieht sich also doppelt. Zuletzt ist er völlig zugrunde gerichtet. Er kennt sich selbst nicht mehr und ist stumpfsinnig geworden. Was er früher Großes darstellte, war nichts als Schein und Schablone; sein wahres, hohles Ich kommt nun zum Vorschein. „Der Ustad hat es also erreicht: Ihn nur mit dem einen Wort ‚Chodem‘, am richtigen Orte und zur rechten Zeit angewendet, aus der Schablone herausgetrieben, die nichts und nichts als Lüge war“ (S. 632).

Der Fall des Mirza ist bei Karl May der einzige, wo die Ich-Spaltung von körperlichem Doppelgängertum ihren Ausgang nimmt. Sonst erfolgt die Erscheinung von innen her. Angedeutet ist sie nur bei Mary Waller (Friede S. 292), die zwei Mächte in sich weiß. Die eine, teuflische, will sie zwingen, ihren Vater zu hassen, die andere, himmlische, spricht ihn frei und redet der Tochter zu, ihn zu lieben.

Auch Mays Freund Halef macht ähnliche Erfahrungen an sich. Er besteht aus zwei Personen. „Es lebt einer in mir; der ist, als ob er von Allahs Himmel stamme, so freundlich, so gütig, so edel, so aufopfernd, so geduldig. Das ist dein Halef, den du liebst. Und es lebt einer in mir, der nicht vom Himmel stammt, denn er ist stolz, trotzig, unvorsichtig, alles übertreibend, prahlerisch, jähzornig, unversöhnlich, rachsüchtig. Das ist der Hadschi Du wirst vielleicht fragen, warum ich den guten als den Halef und den schlimmen als den Hadschi bezeichne; aber wenn ich dir sage, daß Halef ein Mann und Hadschi ein Titel ist, so wirst du mich verstehen“ (Silberlöwe, 3. Bd., S. 110). Der Halef liebt die Wahrheit, der Hadschi, sein Schatten gleichsam, die Lüge. Der letztere entspricht dem alten Adam, den abzulegen die Bibel befiehlt, der erstere ist dem neuen Adam, der einziehen soll, gleich. Im Fieberwahn sieht Halef die beiden Gestalten, die sein Inneres beherbergt, leibhaftig vor sich. Der Halef lenkt seine Schritte hinauf zum Paradies, der Hadschi aber hält ihn fest, um ihn zur Hölle zu zerren (S. 277). In einem späteren Traum hat Halef ein noch beängstigenderes Gesicht. Der Hadschi wird als Leichnam den Würmern übergeben, Halef aber bleibt, weil er unsterblich ist.

Nicht nur seine sittliche Persönlichkeit fühlt Halef gespalten, sondern sein Bewußtsein überhaupt. Im Zustand der Krankheit kennt er sich selbst nicht mehr, er hat sich verloren. „Wer bist du denn?“ „Ich weiß es nicht!“ „Sag mir deinen Namen!“ „Ich habe keinen.“ (Silberlöwe, 3. Bd., S. 306). Als die Krankheit noch im Herannahen ist, fühlt sich Halef in gesund und krank gespalten. Dabei erscheint ihm sein krankes Ich als altes, zahnloses Fieberweib, das in ihn hineingekrochen ist.

Eine Wandlung seines von innen her entstandenen Doppelgängers in einen böartigen Feind erlebt der Ustad. „Es ging ein Schatten von mir aus, weit über diese meine geliebten Berge hinüber. Im Westen angekommen, richtete er sich auf, um Gestalt, um Farbe und um Leben anzunehmen. Ich erkannte diese

Gestalt und dieses Gesicht; ich war es selbst; es war das meine! Da aber begann es, sich zu verwandeln. Es nahm andere Konturen und andere Züge an, und als sich das vollzogen hatte, als wer stand ich dann da? Als Ahriman, als Ahriman Mirza“ (Silberlöwe, 4. Bd., S. 114/115). In diesem Bösewicht sieht der Ustad, der eben noch nur sein Ebenbild gewährte, das Schlechte, das als zweites Ich in ihm ist, verkörpert.

Das Motiv der von innen her erfolgten Spaltung wird bei Karl May häufig der Träger einer ganzen Handlung. Ins Verderben wird Dilke (siehe Friede) geführt. Er ist ein Zivilisator ohne Herz und Gefühl, der die fremden Völker rücksichtslos niedertritt. Ihm steht sein Onkel, der Missionar Waller, gegenüber. Er will die Ungläubigen fanatischen Sinnes bekehren. Dabei kennt er wieder deren Gotteserlebnis, noch hat er Liebe für sie. Dieser böse Geist verläßt Waller und springt gleichsam auf dessen Neffen Dilke über, in dem sich nun eine Bewußtseinspaltung vollzieht. Der Betroffene empfindet seine zwei Seelen so: „Wir sind zwei Raufbolde, ein religiöser und ein zivilisatorischer. Der religiöse bin ich; der zivilisatorische ist er. Ich bin der Oheim, und er ist der Neffe. Ich heiße Waller und er heißt Dilke“ (Friede S. 549). So verwechselt sich Dilke mit seinem Onkel. Er springt schließlich in einen Abgrund und zerschellt. Der Wahnsinn hat ihn gepackt: „Zwei solche Raufbolde in einem einzigen Körper, das ist zu viel“ (Friede S. 552).

Mays ethischer Optimismus weiß den Menschen zu stetem Aufwärtssteigen bestimmt. So werden die Gestalten, bei denen die Spaltung zum Heil und zur Besserung führt, mit besonderer Liebe gezeichnet.

Im „Geldmännle“ hat der schurkische Musterwirt Frömmelt den Selbstmord des Neubertbauern verschuldet. Bei dessen Beerdigung fällt er durch unglückliche Fügung in den Sarg. Dieser wird infolgedessen in die Kirche zurückgebracht. Ein dort befindliches Altarbild stellt die Auferstehung dar. Da es früher von Frömmelt geschenkt worden ist, hat der Maler dem auferstehenden Geist die Gesichtszüge des Stifters verliehen. Der Musterwirt erwacht aus seiner Betäubung, erhebt sich aus dem Sarg und hält sich plötzlich für den Neubertbauern. Seinen eigenen Geist dagegen sieht er in dem Altarbild, mit dem er nun spricht. „Bist du das, frommer Musterwirt? So schön, so rein steigst du aus deinen Sünden? Die Menschen könntest du mit dem Bild betrügen, mich aber nicht, und auch Gott nicht, den Herrn! Schau her, und sieh dir eine andre Auferstehung an, keine gemalte, sondern eine echte! Hier, wo ich bin, da steht soeben der Neubertbauer, den du gemordet hast durch seine eigene Hand, vom Tode auf“ (S. 420).

Als Geist des Neubertbauern übernimmt es Frömmelt, dessen Tod an sich selbst zu rächen. „Es geht jetzt Geist gegen Geist.“ In vielen Einzelheiten führt May die Spaltung aus. Die Behauptung, Frömmelt sei verrückt, wird zurückgewiesen. Er ist „nur übergeschnappt, nämlich aus einem Körper in den andern“ (S. 464). Als der Musterwirt von bösen Gesichtern geplagt wird, spaltet sich seine Angst von ihm ab. Er schickt sie ins Zimmer seiner Tochter Rosalia und erweckt diese auf solche Weise (S. 435).

Anna, die Tochter des Neubertbauern, übt auf den Mörder ihres Vaters einen wohlthuenden Einfluß aus. Ihr Erscheinen vertreibt den bösen und ruft den guten Geist herbei. Annas Gegenwart ruft zwar zunächst den Verbrecher in Frömmelt wach. Seine gegen sie gerichteten Tobsuchtsanfälle wandeln sich aber bald in zärtliche Liebe um. Er hält sich dann für den Neubertbauern und empfindet Anna als seine Tochter.

Umgekehrte Wirkung hat Rosalia, Frömmelts böse Tochter. Sie erregt alle schlechten Instinkte. „Wenn die kommt, ... dann kommt der andre – der andre!“

Neuberts Geist zwingt den Musterwirt, in den er gefahren, sich selbst zu zerstören. Er ist der „Staatsanwalt“, der das begangene Verbrechen sühnen soll. „Ich begegne ihm nie,“ klagt Frömmelt, „ich kann ihn nicht erwischen. Aber sobald ich nur den Rücken wende, ist er da, denn er lauert Tag und Nacht vor meiner Tür und nimmt jeden Augenblick zusammen, um zu tun, was mich in Schaden bringt. Er liest meine Geschäftsbücher durch. Er durchstöbert mein ganzes Haus. Er verschenkt, was ich mit Fleiß erworben habe. Er vernichtet meinen guten Namen. Er jagt mein gutes Gesinde fort und holt mir schlechtes dafür herein. Ganz und genau so, wie ich es mit – – – mit – – mit ihm gemacht hab, als er noch lebte! Er hat es sogar so weit gebracht, daß meine Tochter nichts mehr von mir wissen will, weil das auch meine Absicht bei der seinen war! – – – Das Fürchterlichste dabei ist, daß ich alles anerkennen, bekräftigen und ausführen muß, weil er es in diesem meinem Körper tut. Er spricht mit meinen Lippen. Er gibt mit meiner Hand. Er schreibt mit meiner Feder! Ich bin ihm preisgegeben mit allem, was ich bin und was ich hab. Mein Haus, mein Geschäft, mein Vermögen befindet sich in seiner Gewalt. Er spielt mit meiner Seele und treibt mit meinem Geiste Allotria! Vor allem eines will er wissen, was ich verschweigen muß, nämlich das Messer, das Messer – wohin ich es versteckt habe! Wenn er das erfährt, so geht er in diesem meinem Körper in den Busch hinaus und nimmt es unter der Klafter Holz heraus. Hierauf kommt er heim, stellt sich an den

Schenktisch, wo er sich erstochen hat, und stößt es sich vor allen Leuten in die Brust. Dann heißt es überall: der Musterwirt ist ganz genau so als Selbstmörder in die Grube gefahren, wie der Neubertbauer es ihm befohlen hat“ (S. 452).

So wird Frömmelt durch seine Ich-Spaltung ähnlich wie Dilke in den Tod getrieben. Aber bei ihm führt dieser Weg zum Heil der Seele. Denn schonungslos deckt er, das „Geldmännle“, vorher alle Verbrechen auf, die mit seiner Falschmünzerei zusammenhängen. Der „Staatsanwalt“ in ihm zwingt ihn, solange noch der Musterwirt zu sein, bis alles gesühnt ist. Dann erst darf er sich den erlösenden Freitod geben. Als es soweit ist, fühlt Frömmelt den Neubertbauer, der in ihm wohnt, für ihn beten. Das ist das Zeichen der Versöhnung. Ruhig geht er in den Tod. Er ersticht sich am selben Schenktisch, wo Neubert sich erstochen hatte, und mit demselben Messer.

Zur Besserung, gleichzeitig aber auch zur körperlichen Gesundung führt die Bewußtseinsspaltung bei dem schon oben gekennzeichneten Missionar Waller (in Friede). Zwei Geister streiten sich um ihn, „ein guter und ein böser, der eine nur angeblich, der andere wirklich fromm“. Waller fällt in eine Krankheit, die den Verstand des Fanatikers noch vollends zerrüttet. In seiner Vermessenheit hat er früher eine Wette gemacht, daß er eine bestimmte Anzahl Chinesen bekehren werde. Die böse Macht stachelt ihn zum Gewinnen der Wette an, die gute zum Verlieren. Diese ist nämlich die Seele seiner verstorbenen deutschen Gattin, die in ihm geblieben ist. Die andere Seite seines Ich ist ihm von seinen religionswütigen amerikanischen Ahnen überkommen. Wird die gute Macht in ihm laut, dann spricht Waller in seinem Fieberwahn deutsch, sonst aber englisch (Friede S. 290). „Er scheint da in zwei oder gar in drei Personen gespalten zu sein. Jetzt spricht er selbst, mit seiner eignen Stimme. Plötzlich ändert sich sein Ton. Er redet nicht mehr englisch, sondern deutsch. Sein Ausdruck ist ein höherer geworden. Er bringt sogar Reime. Und sie klingen weich, wie aus einem bittenden Frauenmund. Und ebenso plötzlich fällt ihm ein tiefer, starker Baß in die Rede, während seine Stimmlage doch fast noch höher als Bariton ist. So ist es, als ob er aus sich selbst und noch zwei andern Wesen bestehe, die sich miteinander um sein Denken und Fühlen streiten.“

Die Reime, in denen Waller spricht, erklären sich daraus, daß seine Frau Schriftstellerin war. Sie hat früher einen Band Gedichte veröffentlicht. Nach diesem klingt alles, was Waller jetzt in gebundener Rede sagt. So verschmilzt die Ich-Spaltung Wallers mit der zeitlichen Ich-Verdoppelung seiner Gattin. Diese führt nach ihrem leiblichen Tode ein zweites Leben in ihrem Mann. Sie vermag ihn hellhörig zu machen. Auf eine von May nur gedachte Frage gibt sie an Wallers Stelle Antwort (S. 346). Dieser hält auch selbst innere Zwiesprache mit seinen Seelen. „Er sprach viertelstundenlang leise vor sich hin und sah während der Pausen ganz so aus, als ob ihm Antwort werde[“]“ (S. 364).

Waller fühlt sich plötzlich nicht mehr als Missionar, sondern als Knabe (S. 351). Eine zeitliche Spaltung läßt also einen längst vergangenen Seelenzustand in ihm emporsteigen. Das ist der Beginn seiner Genesung. Der kindliche, bessere Geist zieht in ihn ein. Um dies zu veranschaulichen, greift May zu seinem Tauchermärchen zurück. „Nun, er ist da, dieser neue Taucher. Er hat die Anima bereits gezwungen, ihm die Sprachwerkzeuge abzutreten. Ich glaube, der kümmert sich nicht um Algen und um Tang, sondern wir werden Höheres und Besseres zu sehen bekommen. Ich vermute die größten und die schönsten Perlen der Tiefe“ (S. 470).

Ein schwerer Rückfall droht Waller, als er Dilke, dem ebenfalls Gespaltenen, gegenübersteht. „Drüben erscholl ein Schrei und auch hüben erscholl ein Schrei. Dann starrten sie einander an, ohne Ausdruck in den Gesichtern und ohne Worte. Das war der entscheidende Augenblick, der fürchterliche, entsetzliche! Sie standen einander gegenüber: der aus der geistigen Nacht Kommende und der in die geistige Nacht Gehende! Konnten sie aneinander vorüber? War es möglich, den fast Geheilten wieder mit hinabzuzerren?“ (S. 545).

In höchster Angst ruft Wallers Tochter den Namen der toten Mutter, und sofort wird die gute Seele mächtig. Man erinnert den vom Wahnsinn wiederum Belauerten an ein Lied, das ihn schon vorher einmal aus der geistigen Nacht gerissen hatte. „Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein!“ Er spricht die Verse, sie gleichsam als Schild den bösen Mächten entgegenhaltend, die Dilke in ihm wachgerufen hat. So wird Waller wieder Herr seiner selbst und gelangt zu endgültiger Genesung.

Die feindliche Gegenüberstellung Dilkes und Wallers zeigt, daß Karl May fähig ist, das Spaltungsmotiv auch zu spannungsreichen Verschlingungen zu verwenden. Insofern liegt hier der Höhepunkt von Mays Kunst, das Doppelgängertum zu gestalten.

Ich hatte mich in dieser Abhandlung lediglich mit der Ich-Spaltung zu befassen. Auf diesem Gebiet reicht May m. E. nicht an die teilweise der Weltliteratur angehörenden Dichter heran, die wir im ersten Teil dieser Arbeit berührten. Das Gesichtsfeld, innerhalb dessen der Ernstthaler Weberssohn die Ich-Spaltung sieht, ist begrenzt: es umfaßt ethische und religiöse Fragen und schließt die pathologischen Erscheinungen nur dürftig ein. Aber es fehlt die gewaltige Phantastik E. Th. A. Hoffmanns, die eindringende Sehschärfe Dostojewskis, die Höhe der Philosophie, von der aus die Romantik blickte. Auch Eros, der alles in Glut tauchende Gott, hat Mays kühle Schöpfungen unberührt gelassen. Da zudem der Stil unsres Dichters der persönlichen Züge entbehrt, bekommt seine Darstellung oft etwas Hausbackenes. Mays Geschöpfe tauchen nicht tief in jene geheimnisvolle Allflut, von der nach Mesmer die Dinge dieser Welt umspült sind: ein gewisses Fluidum fehlt. Der Dichter spricht zu uns nicht unmittelbar. Die starke Wand des Verstandes dämpft die Stimmen, die aus dem Unterbewußten empordringen.

Dennoch: eins gibt Mays Schöpfungen ihren Wert. Die Geschehnisse der Ich-Spaltung sind nicht zurechtgezimmert, sie sind erlebt. Ueber ihre dichterische Bedeutung läßt sich streiten; als Zeugnisse und Spiegel eines Menschenschicksals aber werden Karl Mays Bekenntnisse nicht verlöschen.